



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig oder jährlich in 14 Heften à 50 Pf. oder 28 Halbheften à 25 Pf.

G ö k e n d i e n s t.

Roman von Alexander Baron v. Roberts.

(Schluß.)

25. Gamlingen-Proceß.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der pikante Proceß Bourdon-Chérisy hatte die Runde durch die Blätter gemacht.

Frau Belzig ließ entsetzt das Zeitungsblatt in den Schoß sinken: „Das ist ja — das ist ja wie ein Spul!“ stammelte sie.

„Zeig' einmal her, was hast Du denn, Bella?“ Herr Belzig nahm ihr das Zeitungsblatt vom Schoß. Mit einem wachsenden Staunen las er das Referat über den Proceß. „Ausgezeichnet, das ist ja fast, als könnte es in Berlin am Lützowufer passiert sein!“ rief er lachend.

Und nach einer Pause, während sie in hastigen nervösen Zügen ihren Kaffee schlürfte, sagte er mit jener Ruhe, die sie erst recht reizte: „Du glaubst doch nicht, der da, nun Euer Baron könnte auf den Gedanken kommen, ein Gleiches zu thun?“

„Was willst Du?“ fuhr sie ihn an. „Unfinn! Bitte, gib her, ich habe das Blatt noch nicht ausgelesen.“

Sie nahm die Zeitung und versenkte sich tief in die Lektüre. Aber zwischen den Zeilen, die sie nur mechanisch las, hochte überall die neue Sorge: wenn er ein Gleiches thäte! So oft sie den Gedanken weglagte, immer war er wieder da. Unfinn — der Weltuntergang ist doch nicht so nahe!

Gleichzeitig um dieselbe Frühstücksstunde schlug die Nachricht in der Friedrich-Wilhelmsstraße ein. Walther legte die Zeitung stumm hin und sagte nichts. Melitta, die ihm das Blatt gereicht hatte, wartete mit gespannten Augen, daß er sich äußern sollte. Aber nur ein bitterer, ironischer Zug zuckte um seine Mundwinkel.

Was geschah mit ihm? Seine freundlich offene Art war

im Laufe dieser Wochen einem scheuen, gedrückten Wesen gewichen. Er war zerstreut und krankhaft gereizt. Mit wachsender Lust beobachtete ihn Melitta. Er schob dienstliche Plackereien und Ueberarbeitung vor. Sie wußte, es war der Amerikaner, die ganze lächerliche Verlegenheit, die ihn so peinigte. Wie war es aber möglich, alles das so tragisch zu nehmen? Auslachen muß man ihn! Nun aber — der Proceß da — wenn Jener sich ein Beispiel nimmt ... Unfinn! Undenkbar!

Sie umschlang Walther's Nacken stürmisch, klammerte sich fest an ihn. „Walther, lieber Walther!“ flehte sie mit Thränen in der Stimme, von plötzlicher Angst getrieben.

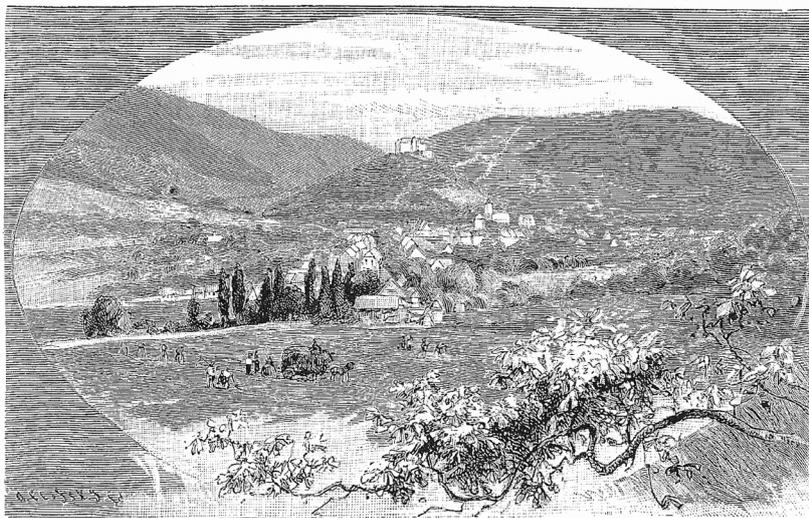
Er beruhigte sie mit Liebesworten, die wohl an frühere Tage erinnerten. Gleich darauf saß er wieder brütend da. „Es wird wohl das Beste sein,“ murmelte er vor sich hinmickend, „wir machen uns auf und gehen selbst nach Amerika!“

Sollte sie darüber lachen? Welch ein Scherz!

Aber er konnte nicht Herr darüber werden, so sehr er sich Mühe gab. Alles erinnerte ihn nun daran. Der amerikanische

Beiter und die köstliche Situation, in die dieser den neugeborenen Freiherrn versetzt, hatte Aufsehen erregt. Bei seinen Kameraden, überall wohin er kam, witterte Gamlingen Spott und Schadenfreude — obgleich sie doch im Generalstabe an Wichtigeres zu denken hatten! Nun, weil ihn selbst der Gedanke fort und fort beschäftigte, bis in seine Arbeit hinein.

Und jetzt noch dieser Proceß! Schon sah er die grinsende Schadenfreude, die nur darauf lauert, daß er den Namen



Leutenberg. Originalzeichnung von H. Nestel.

Hans Hopfen.

Neben den Modeschriftstellern, den Lieblingen des Tages, die in rascher, oft unbegreiflicher Weise die Gunst der Menge sich erobert, giebt es auch eine Zahl von Dichtern, deren Eigenart so rasche Erfolge ausschließt: sie haben vielleicht etwas Sprödes, Schwerflüssiges, das sich nicht so leicht dem Geschmack des großen Publikums einschmeichelt; oder sie haben mehr Tiefe gegenüber dem flachen alltäglichen Niveau; sie kommen dem Lesepublikum nicht entgegen; sie wollen von ihm aufgesucht sein. Die Wirkung ihrer Schriften ist keine glänzende für den Augenblick; aber sie ist desto nachhaltiger für die Zukunft. Wohl giebt es darunter auch eigenartige Eremiten, die sich in einem literarischen Schmollwinkel absichtlich von der Gegenwart absperrten und sich in irgend einer ungenießbaren Schale verkrusteten, welche davon abschreckt, dem genießbaren Kern nachzuspüren; doch eben so finden sich unter dieser Zahl tüchtige Talente, welche reichlich die Mühe lohnen, sich in ihre Schöpfungen vertieft zu haben.

Eine eigenartige Dichtersphäre zeigt Hans Hopfen, der sich in der Literatur Stellung und Geltung erworben hat, ohne daß seine Werke jemals im gewöhnlichen Sinne des Wortes Mode gewesen sind; er hat sich auf den verschiedensten Gebieten versucht, ist aber als Lyriker und Romanschriftsteller am bekanntesten geworden. Geboren wurde er am 3. Januar 1835 zu München; einige Züge des bayerischen Volksnaturvells sind in seiner schriftstellerischen Physiognomie unverkennbar; gelegentliche Derbheit und ein gewisser behaglicher Zecherhumor, der natürlich vergeistigt und veredelt ist. Dabei durchweht es wie frische Bergluft aus den oberbayerischen Alpen viele seiner Erzählungen. Hopfen studierte in München bis zum Jahre 1858 die Rechte; doch schien die Rechtsgelehrsamkeit ihn so wenig zu fesseln, wie Viktor von Scheffel, der aber wenigstens eine Zeitlang ein juristisches Amt bekleidete. Hopfen wandte sich ganz literarischen und künstlerischen Studien zu: er ging 1862 nach Venedig, 1863 nach Paris, wurde im Jahre 1864 Generalsekretär der deutschen Schiller-Stiftung in Wien. Hier wurde ihm der ältere Dichter Friedrich Palm ein in jeder Hinsicht fördernder Freund, und diese Freundschaft war um so merkwürdiger, als jeder von ihnen mit Bewußtsein andere Wege ging. Palm hat seinem jungen Freunde zwei Gedichte gewidmet, die im Nachlaß des Wiener Dichters abgedruckt sind und von denen das erste in seinen Anfangstropfen ein charakteristisches Bild des jugendlichen Dichters giebt:

„Wenn ich vor mir dich sehe
Mit freiem stolzen Blick,
Wie hoch die Fluth auch gehe,
Trotz bietend dem Gesicht,

Ein dreister Freund den Frauen,
Vor keinem Gegner bang,
Die Brust voll Selbstvertrauen,
Die Seele voll Gesang . . .

In Wien verheiratete er sich mit einer anmuthigen und verwegenden jungen Dame. Auf einer Reise nach Paris lernte ich zufällig im Eisenbahnkoupé das junge Ehepaar kennen und verbrachte mit demselben in der französischen Hauptstadt manche interessante und fröhliche Tage. Die Anmuth und Frische der jungen Frau und der behagliche Humor des Poeten gaben dem Pariser Leben ein echt deutsches Relief.

Im Jahre 1866 siedelte Hans Hopfen nach Berlin über; er hatte das Unglück, seine Lebensgefährtin am 11. März 1878 durch den Tod zu verlieren; sie starb in Rom. Etwa vor fünf Jahren hat er eine neue Ehe geschlossen mit einer jungen Künstlerin. Er hat ausschließlich seiner dichterischen Produktion gelebt und erfreut sich in den schriftstellerischen und geselligen Kreisen Berlins allgemeiner Achtung und Anerkennung.

Hans Hopfen wurde zuerst durch Emanuel Geibel, dem er vielfache Anregungen verdankte, im „Münchener Dichterbuch“ (1862) in die Litteratur

eingeführt: in den Dichterkreisen der Harstadt war er heimlich und hatte in fröhlicher Jugendlust mit gleichgesinnten Genossen verkehrt. Seine Beiträge zum „Münchener Dichterbuch“ waren nur spärlich; aber es hieß hier: ex ungue leonem (Aus der Kralle erkennt man den Löwen). Das Gedicht „Die Noth“ war im Freskenstil gehalten; doch es war keine trodene Allegorie; es war eine lebensvolle Verkörperung, und es ging durch diese Verse wie ein eherner dröhnender Ton, wie der Marschalltast jener Millionen, die sich unter dieser Fahne gesammelt. Außer einzelnen anmuthenden Liedern hatte Hopfen jahrelang keine Gedichte veröffentlicht; ja erst nach zwanzig Jahren erschien die erste Sammlung derselben (Berlin 1882).

Doch eine kleine epische Dichtung „Der Pinsel Ming's“ (1868) war ein Lebenszeichen, daß der Dichter nicht in der Novellenprosa aufging, sondern den Pegasus zu tummeln verstand. Diese Dichtung, die in China

spielt, ist nicht etwa einem chinesischen Original nachgedichtet, wie man aus der Lokalfarbe des Reichs der Mitte vernuthen sollte, sondern sie ist nur eine weitere Ausföhrung einer Ballade von Ellisfen. Ein chinesischer Dichter Sche-hu-gung kam mit seinen Poesten nicht den geringsten Erfolg erringen; im Theehause schlafen die Hörer ein, denen er sie vorliest: da begiebt er sich in die Wüste, wo es ihm gelingt, durch Vorlesen eines sechsaktigen Trauerspiels ein Krokodil zu einem ungeheuern Gähnen zu bringen. Aus dem Rachen des Krokodils erscheint ein Geist, den ein feindlich gesinnter Degenmeister in einen hohen Zahn des Luthiers gebannt hatte. Zur Belohnung für die Erlösung giebt ihm der Geist den Pinsel Ming's, wodurch er ihn zum wirksamsten aller Poeten machte; schon nach einem Jahre gehörte er zu den Behäupten und Verehrten und schmückte mit goldenen Spangen seinen Zopf:

„Man sah sein Bild vor jedem
Laden hangen,
Die Damen trugen es in win-
zigen Kästen;
Die Stüber auf den Heimd-
und Westendöpfen
Und die Studenten auf den
Pfeifenköpfen.“

Doch leider war dem so berühmten gewordenen Dichter der Pinsel nur auf Zeit verliehen worden; nach Ablauf der Frist muß er ihn zurückgeben und hegt selbstmörderische Gedanken aus Verzweiflung über den unerzehligen Verlust; doch der Geist tröstet ihn:

„Der Pinsel Ming's — unsinniges Begehrt,
Was soll er dir? Du brauchst ihn ja nicht mehr.
Schreib' mit dem nächsten besten Besen frei
Nun deine Lieder, Märchen oder Dramen;
Schreib' sie, so dumm du willst — 's ist einerlei;
Denn, liebes Kind — jetzt hast du einen Namen.
Mag auch das Flügeltroß der Poesie
Dir unterwegs zum Karrengaul erlahmen —
Nun bleibst im Bett, in Wirthshaus und Pagode
Du, der du bist: der Klassiker der Mode.“

Wie sinnreich ist diese drollige Legende! Welche schneidende Satire auf die Poeten der Mode, die gefeiert werden, auch wenn sie das haltloseste Geschwätz zu Tage fördern! Der Name ist die Flagge, welche das Gut deckt — und wie oft ist dieser Name ohne den Pinsel Ming's erworben worden! Dieses Gedicht ist ein kleiner Zettel, der von geistigen Schimmer funkelt; die Form ist von einem Schliß, der den satirischen Ecken und Kanten eine wohlthuende Rundung giebt. Aus den Arabesken der Dichtung flickern die ironisch-satirischen Geisterchen hervor; sie ist ausgefüllt in fetten Reimen, und man könnte sagen, in begoppten Stanzen, die uns in das Reich der Mitte verlegen; es herrscht darin ein barocker, pagodenhafter Humor mit neckischen, gleichsam mit dem Kopfe nickenden Einfällen. Das Gedicht ist in die Sammlung aufgenommen worden, und mit Recht; denn es behauptet noch immer seine Frische, da von eintägigen und mehrjährigen Berühmtheiten auch im neuen Deutschland sehr viel mit dem Pinsel Ming's geschrieben wird.

In Hopfen's Gedichtsammlung finden sich noch andere humoristische Gedichte, wie „Die falsche Gräfin“ und „Münchener Todientanz“, in denen der Humor aber die lachende Thraäne im Wappen trägt. Unter



Hans Hopfen.

Originalzeichnung von E. W. Alters.

den Liebesgedichten giebt es einige, die überaus stimmungsvoll sind, darunter die Klage über die Geliebte, die ihn verlassen. Das Gedicht beginnt mit den schönen Strophen:

„Wenn du verrathen mich am Tage
Und wenn du nimmer mein gedacht:
Was kommst du weinend dann, o Sage,
Im Traume zu mir jede Nacht?

Was streichst du mit den kleinen Händen
Mir durch das Haar wie dazumal,
Als deiner Augen süßes Blendend
Mein Glück, mein Herz, mein Leben stahl?

Wenn's wahr, was deine Briefe stammeln,
Daß du mich lassen kannst und mußt,
Warum auf's Haupt mir Kohlen sammeln
Und Dornen auf die wunde Brust?

Laß mich in meinem Gram versinken,
Laß mich in meinem Schmerz vergehen!
Laß ab, aus Ufer mir zu winken,
Wo meiner Hoffnung Gräber stehn!“

Die Perle der Sammlung ist das Sonett „Traurige Weihnachten“, der Erinnerung an die erste armuthige Gattin geweiht, kein bloßer Gefühlsberguß, sondern ein Familien- und Lebensbild von ergreifender Wirkung:

„Am Markt erkand ich eine von den Föhren;
Die schmückt' ich, wie's der Mutter sonst gelang,
Mit Lichtern, Kesseln, allerlei Behang
Und hante drum, was jedem soll gehören.

Dann ließ ich laut wie sonst die Klingel hören,
Und fröhlich stürmten sie den Thur entlang;
Doch als die Luft am allerlautesten Klang,
Schlich ich hinaus, die Freude nicht zu hören.

Die Arme hab' ich um die Marmorbüste,
Die ihre schönen Züge trägt, geklammert
Und leise weinend auf den Stein gesammert;

Da fühlt' ich, daß man meine Kleider küßt.
Sechs Kerlchen hielten plötzlich mich umfangen;
Die Kinder waren's, die mir nachgegangen.“

Als Erzähler nimmt Hopfen eine eigenartige Stellung ein: er gehört keiner der tonangebenden Richtungen an und man kann ihn überhaupt nicht mit anderen Romanbildnern in Reih und Glied stellen. Unverkennbar ist sein Talent für originelle Erfindung und Charakterzeichnung; sein Stil ist eben so knorrig derb, wo es darauf ankommt, wie in weichen Linien malend; nirgends verleugnet er die Gabe satirischer Arabeskenmalerei und dichterischen Tiefblick; aber manches spielt bei ihm ins barock Wunderliche und doch schließt seine moderne Denk- und Empfindungsweise jeden Vergleich mit Dichtern der romantischen Schule aus, an welche sonst seine Manier anklingen mag.

Am meisten stilvoll und zwar im Stil der Heine'schen Novellen gehalten war seine erste Erzählung „Peregretta“ (1864). Der Roman „Verdorben zu Paris“ (2 Bände 1868) enthält sehr geistreiche Studien

über den Pariser Chiff. Die Heldin des Romans ist eine Elsäßer Gouvernante, die an diesem Chiff und in Folge mehrerer resolut erzählter Abenteuer in der Weltstadt zu Grunde geht. Dagegen bewegt sich der Roman „Arge Sitten“ (2 Bände 1869) in deutlichen kleinbürgerlichen Kreisen, in denen es indeß ebenfalls an pikanten Abenteuern nicht fehlt. „Der graue Freund“ (4 Bände 1874) ist ein Held, dessen Herz zwischen zwei Frauen hin- und herschwankt und zuletzt die Hand der einen erhält, die inzwischen Wittve geworden ist. Eine ganze Kolonie von Sonderlingen hat sich in dem Roman „Die Heirath des Herrn von Waldenberg“ (3 Bände 1879) angesiedelt: der alte ausgefugene Tenorist Vater Volle, der Organist und Komponist Orlando Hunzelsperger, gewesener Gemahl einer Fürstin ohne Fürstenthum, der abgeschabte, fabelhaft genügsame Bitterat Fridolin Löwe. Es sind dies seltsame Gestalten, wie sie den Erzählern der romantischen Schule vorschwebten. „Zuschu, aus dem Tagebuche eines Schauspielers“ (1875) ist die Geschichte einer Wiener Gräfin, mit tragischem Abschlusse; der Schauspieler, der sie nieder schreibt, ist nicht der Held derselben. Daß sich ein junger Arzt, ein geistreicher Geist, der in dem Verhältnisse zur Heldin lange Zeit nur einen Auspug seines Lebens sieht, zuletzt von ihr löst, drückt ihr den Revolver in die Hand. Auf das Theaterleben fallen in dieser Erzählung manche interessante Streiflichter. Aus edtem Kernholz geschnitten sind die Figuren in Hopfen's „Bayerischen Dorfgeschichten“ (1878), auch der einstudienhafte Praktikant in der Erzählung mit gleichem Titel. Den Reichthum seiner Erfindungskraft bewährt er in zahlreichen Erzählungen, wie in der Sammlung „Kleine Leute“ (1880) und „Erzählungen eines Majors“ (1879). Wir können hier nicht alle Blumen aus dem Blütenstrauch von Hopfen's erzählender Muse einzeln betrachten; wir erinnern unsere Leser nur noch an die Erzählung „Ein wunderlicher Heiliger“, welche unsere Zeitschrift brachte und welche durch den interessanten Charakterkopf des Titelhelden und durch lebendige Schilderungen des Wiener Treibens fesselt, und an die überaus frische, an farbigen Bildern des akademischen Lebens reiche Studentengeschichte „Der letzte Hieb“. Beide Erzählungen sind im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig erschienen (1886). Auch als Dramendichter hat sich Hopfen mehrfach versucht; „Aus der Mark“ ist ein historisches Genrestück, das mit großer Frische auszuführen ist. Dasselbe gilt von „Hohenbrödel in Böhmen“, welches zur Zeit der Laube'schen Direktion in Leipzig mit Erfolg gegeben wurde: ein dramatisches Bild, gezeichnet auf dem Hintergrunde der dortigen nationalen Herwürnisse, die in neuester Zeit noch heftiger entbrannt sind. Wie sich seine Bühnenkenntniß in diesen Stücken bewährte, so auch in den „Dramaturgischen Aufsätzen“ in „Streitfragen und Erinnerungen“.

Hans Hopfen ist ein Dichter von scharfem Blick für Welt und Leben, ein feinspüriger Seelenmaler, welcher besonders das Gemüth des Menschen auf seinen geheimen Schleichwegen belauert. Ähnlich wie Paul Heyse liebt er es, Ausnahmestände des Seelenlebens zu schildern, aber er liebt nicht die feingeistigen Haarfriche wie dieser Dichter: die derben Grundfriche wiegen vor. Er packt das Leben resolut an mit fester Hand und seine Muse findet sich am behaglichsten und woffsten, wenn sie absonderliche Charaktere schildern kann, unter deren barocker Hülle ein echt menschliches Herz schlägt. Soviel Krankhaftes sie schildern mag, sie selbst hat einen gesunden Herzschlag, ein sinnlich frisches, nicht überreiztes Leben, und ihre eigenartigen Schöpfungen, welche die übliche Schablone verschmähend und nach kerniger Naturwahrheit trachten, verdienen den Vorzug vor den Romanen, deren Helden dem in der Retorik künstlich erzeugten Homunculus gleichen. Rudolf von Gottschalk.

Der Nord-Ostseekanal.

Zur Erinnerung an den 3. Juni 1887.

Zu festlichem Schmuck prangte die Hafenstadt Kiel am 2. Juni. Flaggen wehten von den Thürmen und ein buntes Fahnenmeer wogte in den Straßen, die am späten Abend im Glanze ungezählter Lichter erstrahlten. Jubelnd drängten sich die Volksmassen nach dem Bahnhof. Es galt ja, den Kaiser zu empfangen! Aber nicht ihm allein galt der Jubel; er galt auch dem Friedenswerke, zu welchem der greise Monarch den Grundstein legen sollte; er galt der Großthat der Kultur, die auf deutschem Boden in Angriff genommen wurde, dem Nord-Ostseekanal, der in seiner Größe mit den weltberühmten Kanälen von Suez und Panama sich messen darf.

Seit Jahrhunderten hat man die Ausführung desselben erstrebt. Fast bis zu dem Zeitpunkt zurück, in welchem sich die beiden nordischen Meere zuerst umfangreicheren Handelsbeziehungen erschlossen, läßt sich der Plan verfolgen, eine Schifffahrtsverbindung zwischen ihnen herzustellen, ja mehr als das: dieselbe ist wiederholt, aber stets in durchaus unzureichender Weise zur Ausführung gekommen. In den Jahren 1391 bis 1398 erbauten die Hansen den noch heute bestehenden Steckenkanal; um das Jahr 1525 wurde von den Städten Hamburg und Lübeck vorübergehend ein Kanal von der Trave zur Alster geschaffen. Wenn aber diese beiden Wasserstraßen nur den Charakter von Binnenkanälen trugen und ihrer ganzen Anlage nach der Seeschifffahrt keinen Nutzen bringen konnten, so beweist ein in der Kieler

Universitätsbibliothek aufbewahrtes Schriftstück aus dem 16. Jahrhundert, daß auch eine wirkliche Verbindung von Meer zu Meer damals schon unseren unternehmungslustigen Ahnen vorschwebte. In jenem Schriftstück aus der Kanzlei des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp wird sogar bereits die Eiderlinie als die voraussichtlich günstigste Trasse für den Kanalbau erwähnt. Seit jener Zeit hat der Gedanke eines Nord-Ostseekanals nie völlig geruht, wenn auch die Ungunst der Verhältnisse seine Ausführung immer wieder zurückdrängte. Von den verschiedensten Seiten kam man stets auf seine Nothwendigkeit und seine Vortheile zurück. Im Jahre 1628 soll Wallenstein den Bau sogar begonnen haben und nur durch die Enthebung von seiner allgewaltigen Stellung an der Vollenbung gehindert worden sein; nicht lange darauf beschäftigte sich Cromwell mit dem Plan, Wismar für England zu erwerben und von der Elbe über die Eide und den Schweriner See einen Kanal nach diesem Ostseehafen zu bauen. Kaum ein Jahrhundert später wurde eine Trasse von Ballum nach Appenrade studirt, und 1777 wurde endlich unter König Christian VII. von Dänemark mit der Ausführung des jetzigen Eiderkanals begonnen. Es war in der That für seine Zeit ein recht beachtenswerthes Werk, obwohl die beschränkten Geldmittel nicht gestattet hatten, diesen Kanal für Fahrzeugen von größerem Tiefgang zu erbauen, und die schwierige Anseglung seiner Westmündung